

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gabriele Eckart

So sehe ick die Sache

Protokolle aus der DDR

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

INHALT

Vorwort	II
-------------------	----

Die Tonbandprotokolle

Ernst, 66, Gärtner	17
Lydia, 20, Traktorist	34
Wolfgang, 47, Diplomgärtner	43
Imke, 17, Lehrling	55
Heinz, 21, Gärtner	70
Horst, 34, Betriebszeitungsredakteur	83
Karl, 57, Betriebsleiter	100
Ilse, 56, GPG-Vorsitzende	119
Werner, 53, Aufbauleiter	137
Susi, 20, Gärtner	149
Klaus, 53, Imker	157
Ruth, 75, Rentnerin	170
Walter, 60, Referent für Obstsorten	182
Svenja, 35, Pädagogin	196
Inge, 18, Gärtner	207
Ralf, 42, LPG-Vorsitzender	213
Anke, 18, Baumschulfacharbeiter	227
Franz, 68, Rentner	240
Franz, 30, Technologie	245
Maria, 30, Diplomgartenbauingenieur	252
Karla, 25, Brigadier	261
Verzeichnis häufig verwendeter Abkürzungen	271

VORWORT

In diesem Buch sprechen einundzwanzig Menschen von ihrem Leben, ihren Freuden, Sorgen, Ansichten und Träumen.

Sie alle leben und arbeiten im Havelländischen Obstanbaugebiet (im Buch vielfach als HOG bezeichnet) – einer hügeligen Gegend mit vielen Seen, Obstplantagen und Gemüsefeldern, das man auf der Landkarte westlich Berlins, zwischen Potsdam und Brandenburg, findet. Sie sind hier geboren, die Vorfahren einiger von ihnen hatten seit Jahrhunderten mit Obstanbau zu tun, für den das Gebiet mit seinen leichten, lehmigen Sandböden, die sich im Frühjahr schnell erwärmen, gut geeignet ist – oder sie sind zugezogen, seit das Havelobst 1975 Apfelintensivanbaugebiet sowie Zentrales Jugendobjekt wurde und die Plantagen auf ein bis dahin ungeheuerlich scheinendes Ausmaß wuchsen. Das brauchte viele neue Leute, vor allem junge mit viel Einsatzfreude und mit dem Mut zu fragen, wie aus dieser umgestülpten, zerbaggerten Gegend, in der sich Landschaftsbild und Infrastruktur stark verändert haben, eine Heimat zu machen ist.

Das Zentrum dieses Gebietes ist Werder.

Ich war dort 1980 für ein Jahr »Kulturarbeiter« und habe zu den Menschen schnell Kontakt gefunden. Fast alle erstaunten mich durch die Offenheit, das Selbstbewußtsein und den kritischen Sinn, mit denen sie über alles, was sie fühlten und dachten, sprachen. Als ich in Fontanes »Wanderungen durch

die Mark Brandenburg« las, daß die Werderaner den vertrackten Hang hätten, sich abzuschließen und Fremden äußerst mißtrauisch zu begegnen, wunderte ich mich. So begegnete *mir* niemand. Aber ich war jetzt hundert Jahre später hier, die Geschichte bricht Schalen auf, und immerhin spürte ich doch in dem Maß an Aufgeschlossenheit einen deutlichen Unterschied zwischen den Generationen – der Leser vergleiche zum Beispiel den Ton der Rede von Franz, dem Vater, und Franz, dem Sohn! (In welchem Ton würde wohl der Sohn von Franz, dem Jüngeren, in zwanzig Jahren reden, wenn einer ihn interviewte?)

Meine Arbeit machte mir Spaß. Obgleich es ziemlich schwer ist, für Kultur zuständig zu sein, wenn es hauptsächlich um Planerfüllung, Produktion, Ökonomie geht, nur in Tonnen Äpfeln abgerechnet wird. Als in Werder auf der Jugendhöhe für die über tausend Jugendlichen ein Kulturhaus gebaut werden sollte, mußten nach vielem Hin und Her die Pläne und Entwürfe wieder eingepackt werden. Es wäre noch nicht an der Zeit. Aber diese Jugendlichen sind JETZT jung und brauchen Raum, um in der Freizeit sinnvoll miteinander umzugehen. Einige sprechen auf den folgenden Seiten davon. Ich habe selbst auf der Jugendhöhe in einem Ledigenwohnheim gelebt und die Probleme kennengelernt. Auch auf meine Fragen, inwieweit schon die Arbeit selbst einen kulturellen Effekt hat, oder wie es um die menschlichen Beziehungen in den Kollektiven bestellt ist, konnte ich nur bei einigen befriedigende Antworten finden.

Was mir gelang, war Kleinarbeit. Ich richtete im Lehrlingswohnheim eine Bibliothek ein, brachte die Bücherausleihe in Gang, organisierte Theaterfahrten für Brigaden und Lehrlingsklassen und Gespräche über die Theatervorstellungen sowie alle möglichen Veranstaltungen, Diavorträge und Schriftstellerlesungen. Zum Baumbblütenfest, auf dem die Obstbauern früher vorgetriebene Erdbeertöpfchen und Obstwein verkauften, wurde ein Büchersolidaritätsbasar veranstaltet.

Viel Freude machte mir mein Literaturzirkel. Zuerst, nachdem ich dafür Plakate ausgehängt hatte, kam niemand. Ich war traurig. Dann wanderte ich ein paar Abende lang durch alle Zimmer der Lehrlinge, um zu erfahren, warum. »Ach, interessant ist das bestimmt«, sagten viele, »aber wenn du um fünf nach der Arbeit hier ankommst, geht's essen, dann unter die Dusche und erst mal ins Bett. Und wenn du schon einmal im Nachthemd bist, hörst du lieber noch ein bißchen Radio oder schwatzt, statt dich noch mal anzupellen, um in einen Zirkel zu gehen.« Einige fragten erstaunt: »Du machst das, kein Lehrer oder Erzieher?« Und als ich sagte, daß sie von mir aus auch im Nachthemd oder Bademantel kommen könnten, kamen erst vier, dann zehn, dann fünfzehn ... Das waren wenige bei tausend Lehrlingen, aber ich mußte mir eingestehen: An Tagen, wo ich selbst mit auf dem Acker war, Äpfel pflückte oder Bäume schnitt, hätten mich abends keine zehn Pferde mehr aus dem Bett gebracht. Ich hatte zufrieden zu sein. Überdies redeten sie äußerst eifrig über die kleinen Ausschnitte Weltliteratur, die ich ihnen jede Woche vorlas, und über sich selbst. Sie waren empfänglicher als irgend jemand, dem ich bisher begegnete, für Fragen wie die nach dem Sinn des Lebens. Ein Mädchen fing an, Gedichte zu schreiben. In einem hieß es: »Ich habe Angst, daß ich verliere, was ich vielleicht gar nicht liebe ...« Ob wir das verstünden?

Von den Lehrlingen baten viele, für dieses Buch vor dem Tonband einmal ihr Herz ausschütten zu dürfen. Was sie sagten, war in jedem Fall so interessant, daß es mir schwerfiel, auszuwählen. Ich entschied mich für, die mir durch das Maß an Ungeduld in ihrem Wesen und ihr Selbstbewußtsein besonders gefiel.

Auch bei den Älteren – Männern wie Frauen, Arbeitern wie Leitern, Einheimischen wie Zugewanderten – schwand nicht die Offenheit, als ich plötzlich bei ihnen mit Tonbandgerät erschien, in ihren Büros, im Arbeitswagen auf dem Feld oder bei ihnen zu Hause. Sie redeten wie sonst, je nach der Art

ihres Temperaments, aufgeregt und sprudelnd oder bedacht und ruhig. Es wurde geflucht zwischendurch oder gelacht und geweint. Der Leser mag, wenn er die Texte liest, sich zu jedem eine Stimme, einen möglichen Dialekt und einen Gesichtsausdruck vorstellen.

Nicht alle Auffassungen, ob sie Leitungsprobleme im Havelobst oder unser Leben überhaupt betreffen, teile ich. Daß ich nicht wie Ruth ans Hexen glaube, versteht sich von selbst. Wenn ich Heinz wäre, würde ich nicht, weil man mit Tomaten »mehr Geld macht«, im Garten alle Kirschbäume ausreißen. Und bei einem anderen spüre ich, daß er ein Karrierist ist, und darüber, wie er sich unfreiwillig selbst parodiert, muß ich traurig lächeln. Aber bliebe er hier ausgespart, verstünde man nicht so gut, warum der Beruf dort so vielen wie Ralf, Karl, Walter, Klaus, die ich für ihre Haltung bewunderte, tagtäglich so viel Kraft und Stehvermögen abverlangt.

Die Gedanken und Lebenseinstellungen in diesem Buch sind so verschieden wie die Charaktere und Biographien, in denen sie ihren Ursprung haben. Ich halte sie alle für mitteilenswert. Sie dokumentieren für mich einen Zeitausschnitt aus der Geschichte unserer Gesellschaft, die noch jung ist und voll Unruhe nach Formen für ihr Leben sucht.

Die Tonbandprotokolle

ERNST, 66, GÄRTNER Mein Vater war Maurer. Meine Großeltern mütterlicherseits hatten eine Obstanlage, da hat er eingehelratet. Früher war es hier so üblich: die Frauen versorgten das Obstland, und die Männer gingen ihrem Beruf nach. Wenn sie abends nach Hause kamen, haben sie schnell eine Tasse Kaffee getrunken, sind mit dem Fahrrad raus zur Plantage und haben mit gepflückt, auch sonnaends und sonntags. Auch wir Kinder. Wenn ich aus der Schule kam, lag ein Zettel auf dem Tisch: Ernst, schäl Kartoffeln, hol Kohlen und Holz rein, wenn du fertig bist, komm Erdbeeren pflücken! Das war meine Jugendzeit.

Und dann kamen die Fröste. Um Caputh hier sind sie besonders schlimm. Ich habe lange gerätselt, woher das kommt. Da ist der große Schwielowsee, drüben liegen Werder, Glindow, Geltow, und hier liegt Caputh. Die kalte Luft ist schwerer als die warme, sie kommt überm See von oben und drückt die Warmluft weg. Sie entweicht an den Hängen, darum sind sie frostfrei. Die kalte Luft kommt wieder ... diese Zirkulation geht die ganze Nacht. Und wenn Wind geht, der kommt im Frühjahr meist aus Osten, drückt er die Warmluft nach Westen, nach Werder, Glindow, Geltow, die kalte Luft bleibt in Caputh stehen. Es gab Jahre, wo hier alles erfroren war, und drüben haben sie noch einigermassen geerntet.

Da habe ich mir beizeiten gesagt: Wenn du Gärtner wirst, muß du soviel wie möglich Glasflächen haben.

Lust zu dem Beruf hatte ich schon immer, hab ich jetzt noch. Mein Vater sagte: Ist doch brotlose Kunst! Lern ein Handwerk, Tischler, Fliesenleger oder Maurer. Ich sagte: Aber wenn ich dann einundzwanzig bin, werd ich Gärtner! Da sagte er: Na gut, es hat keinen Zweck bei dir, und wir zogen los. Der erste Betrieb, wo wir hinkamen, hatte Alpenveilchen. Ich hatte zur Einsegnung welche gekriegt, mir Samen gezogen und ausgesät, die standen so schön. Der Gärtner sagte: Weißt du, was das ist? Ich sage: Kleine Alpenveilchen, zehn Wochen alt, meine sind auch so weit. Da sagt er: Du kannst morgen anfangen! So bin ich Gärtner geworden.

Bei mir wuchs alles. Ein Chef hat mal zu mir gesagt: Ach, wissen Sie, stecken Sie mal 'n Besen in den Kompost, ich will sehen, ob der auch wächst ... Ich hab eine glückliche Hand, und man muß doch machen, wozu man Talent hat.

Mein Vater hatte mir die Treibhäuser gebaut, mein Bruder, der Tischler war, die Fenster reingemacht, dafür hab ich ihnen die Bäume veredelt. Ich konnte mir nun die Pflanzen selber ziehen, Tomaten und so was, die kosteten viel Geld. Im Winter hatte ich Blumen in den Treibhäusern, Alpenveilchen waren meine Spezialität. Dazu sechs Morgen Obst- und Gemüseland, wir haben uns ganz gut durchgeschlagen.

Dann kam der Krieg. Als ich nach sechs Jahren wiederkam (ich war in Friesland interniert und bin ausgerückt), war hier alles ziemlich verkommen. Die Männer nicht da, die Frauen konnten nur das Nötigste machen. Was sollte nun werden? Wir kriegten durch die Bodenreform Land, das einem Gutsbesitzer gehört hatte, der nach drüben gemacht ist, der hatte es verpachtet und jedes Frühjahr für den Morgen dreißig Mark kassiert. Daraus wurde später die Genossenschaft.

Ich baute erst mal zu Hause alles wieder auf, habe dann das Geschäft neben der Post mit übernommen, dort hat meine Frau verkauft. Ich hab mir 'n alten Opel als Lieferwagen umgebaut und die Gaststätten beliefert. Wenn ich zurückkam, bin ich zur Plantage gefahren, da haben schon paar Leute ge-

erntet ... Das lief bald sehr gut, und dann ging die Reklame los: Die Kolchosen in Rußland ... wie das dort vorwärtsgeht!

Ich hatte Skrupel. Was ich im Krieg drüben gesehen hatte, hat mich nicht begeistert. Aber im Krieg kann ja auch nichts sein, wie's soll. Ich habe eingereicht, daß ich als Tourist in die Sowjetunion fahren will. Die Kreisleitung fragte, was ich für Motive habe. So 'ne Reise kostete ja Geld. Ich sagte: Erzählen kann mir einer viel, ich kann nur vertreten, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Sie haben mir nicht geglaubt, aber ich habe nicht locker gelassen, da haben sie dann über die »Gärtnerpost« gefragt, wer noch mitfahren will. Schließlich sind wir, außer mir noch vierzehn Gärtner, rübergefahren. Die Kolchosen dort ... na, ich sagte: Mit den Erträgen könnten wir zu Hause nicht bestehen. Wir müssen auch aus unserem Sandboden ein bißchen mehr rausholen. Aber man mußte auch bedenken: Wir hatten ja als Voraussetzung viel mehr, und was hatten die unterm Zaren? Was die heut nicht haben, dachte ich, haben die morgen. Trotzdem waren meine Skrupel nicht weg. Was ich gesehen hatte, waren landwirtschaftliche Genossenschaften, gärtnerische hatten die noch nicht. Außerdem haben sie dort guten Boden und Pferde. Bei uns waren die Pferde weg; wenn wir Mist brauchten, hatten wir nur unseren eigenen. Bei diesem mageren Boden konnte man nur mit ganz intensiver Arbeit weiterkommen.

Ich hatte mir alle Vorträge über Genossenschaft angehört, und ich sagte: Große Maschinen? Wir haben hier von der Eiszeit große Berge und Löcher, da können die nichts machen ... Es war mir eben alles fragwürdig. Mehrere sind abgehauen, aber ich hatte keine Verwandten drüben, mein ganzes Zeug war hier. Außerdem war ich in der SPD und bin, als die Vereinigung kam, mit in die SED gegangen.

Als die Vorladung zur Aussprache kam, bin ich hin und habe wieder meine Meinung gesagt. Aber dann sagte ich mir: Ernst, das kommt ja doch! und hab unterschrieben, im Au-

gust achtundfünfzig, als erster Gärtner. Ich war im ganzen Ort verschrien.

Die anderen wollten allein weitermachen, aber wir waren dann doch die erste GPG, die in Gang kam: ein paar Genossen, und die wenigsten von ihnen wußten, was werden soll. Wir wollten eine große Gärtnerei aufbauen, hatten schon Kästen und Fundamente, immer hieß es: Komm mal, Ernst, du mußt ja Bescheid wissen! Ich hab hier weiter Pflanzen angebaut, damit sie welche hatten. Auch mein Auto ist in die Genossenschaft eingegangen und das Geschäft. Meine Frau hat dort weiter verkauft, aber das Geld war nicht mehr unsres. Das hat sie bis heute nicht verkraftet.

Ja, für uns war die Umstellung hart, wir hatten vorher gut verdient. Aber die Frauen, wo die Männer im Krieg geblieben waren, die kamen nicht mehr durch auf dem verkommenen Land und bibberten vor Angst: Kriegen wir Erdbeeren oder keine? Sie mußten zwischendurch arbeiten gehn, für zwei Mark am Tag. 1960 kamen sie in die Genossenschaft, und heute sagen sie: So gut ging's uns vorher nicht! Wenn der Monat rum ist, kriegen sie ihr Geld, wo's herkommt, fragen sie nicht. Wenn sie früher einen Fehler gemacht haben, war oft die ganze Ernte weg, wenn sie heute einen machen, merken sie's oft nicht mal. Aber am Anfang war's schwer, wir haben mit Minus gearbeitet. Es ging mir zu langsam vorwärts, ich sagte: Wenn ich was mache, muß es laufen! Aber es ging nicht schneller. Das bißchen Zuteilung, das wir kriegten, mußte reichen. Heute rufen wir bloß an und kriegen, was wir wollen.

Wir haben zum Beispiel Laub aus dem Wald geholt und aus Potsdam Abfälle vom Schlachthof. Das haben wir kompostiert, um dem Boden was anzubieten.

Um den Block zu räumen, sind wir zehn Stunden am Tag mit der Karre gerannt, aber wie! Heute kommt die Maschine mit der großen Schippe vornedran, der Trecker steht da, den schippen wir voll, in einem halben Tag ist der Block geräumt.

Wenn man jetzt erzählt, wie wir mit so primitiven Mitteln oft so gute Ernten hatten, glaubt das keiner.

Die Arbeitseinheit stieg dann, schließlich lagen wir an der Spitze. Jetzt merkten wir langsam: Was wir machen, ist für uns selber! Es kamen immer mehr in die Genossenschaft. Die mir nicht paßten, waren solche, die uns am Anfang den Vogel gezeigt hatten, nach der Mauer nicht mehr in den Westen kamen und nun doch aufkreuzten. Sie hatten sich schnell umgestellt und wollten nun sagen, was wir zu machen hatten. Das ist mir sehr aufgestoßen.

Der erste Vorsitzende, den wir hatten, konnte gut organisieren, er hatte alles herangeholt. Vom Garten hatte er wenig Ahnung, aber er sagte: Mach, ich vertraue dir! und wir sind miteinander ausgekommen. Mit dem zweiten war's schwer, der ging dann, da sollte ich Vorsitzender werden. Aber ich wollte nicht. Mein Prinzip war: Nie die erste Geige spielen, da bist du immer auf dem Abschuß! Dadurch hab ich alle überlebt.

Ich habe meine Arbeit gemacht, meine Kulturen standen, wir waren viermal Kreissieger und kriegten regelmäßig unsere Prämie. Wenn wir mal mit einer Kultur hängengeblieben sind, hat die andere es wieder reingebracht.

Aber ich verstehe nicht: Wenn ich heute in der Zeitung lese, daß in Sachsen oder Thüringen ein Betrieb die Produktion um zehn oder zwanzig Prozent gesteigert hat, zum Beispiel auf sechzehn Kilo Gurken pro Quadratmeter, da sage ich: Wozu unterhält man sich mit dem! Wir haben unter sechzehn gar nicht angefangen. Die Prozente sagen nichts! Wer schon den höchstmöglichen Ertrag bringt und noch ein Prozent mehr schafft, der hat was geleistet. Die Leute, die da in der Zeitung stehen, gehören nicht rein. Die sollte man auswechseln.

Um die Leistung kommen wir nicht drumrum.

Wir haben jahrelang gesagt: Weltniveau! Das ist zum Beispiel bei der Gurke dreißig Kilo. Wir waren bei zwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig ... und immer wurde uns das um

die Ohren gehauen. Da hab ich auf einer Versammlung gesagt: Wenn wir Weltniveau bringen solln, müßt ihr uns die Bedingungen dafür geben! Wir haben bei der Gurke noch dieselbe Sorte wie vor fünfzig Jahren. Drüben bringen sie siebenundzwanzig, achtundzwanzig, dreißig Kilo. Glauben Sie, daß ich dümmer bin als mein Kollege in Westdeutschland? Aber wenn mir die Bedingungen fehlen, verliere ich die Lust.

Aber wir haben unsern Wissenschaftlern immer Zucker in den Hintern geblasen. Ich habe oft gesagt: Nun blast ihnen Pfeffer rein, damit sie endlich eine neue Gurkensorte bringen, nicht bloß einer Sorte einen neuen Namen geben, damit ist nichts gebessert!

Im Jahr darauf haben wir dann wirklich mal 'ne neue Sorte gekriegt, aus Dänemark oder Holland, und siehe da, im selben Jahr sind wir auf vierundzwanzig, fünfundzwanzig Kilo geklettert, eine Kollegin hatte sogar siebenundzwanzig erreicht. Aus Geltow hatten wir jede Menge guten Dung gekriegt. Aber dann geht auch nicht, daß ich im Februar mit Braunkohle, halber Blumenerde, dastehe und kriege nur elf Grad bei den Gurken rein. Drüben feuern sie mit Anthrazit und solchem Kram, und wir können vor Angst nicht schlafen, daß die Temperaturen runtergehen.

Mit dem Seeschlamm hatte ich schon vor der Genossenschaft angefangen. Da war eine Stelle im Schwielowsee mit achtzehn Metern Schlick, alles organische Stoffe, Fische, Pflanzen, Muscheln, das hatten sie rausgepumpt, und ich hatte mir davon was auf meine Plantage fahren lassen, es durchgefräst im Herbst und im Frühjahr eingebracht. Die Erträge, die ich da hatte! Da standen die Tomaten bis zu zwei Meter hoch! Und Zwiebeln und Möhren, drei, vier Jahre lang!

Wir jammern hier um jede Schippe Humus, und in den verschlammten Seen und Flüssen liegt er meterdick. Wer das nicht nimmt, ist nicht dumm, der ist dußlig. Und mancher

Betriebsleiter hat das lange nicht eingesehen. Aber dazu gehört auch praktische Erfahrung.

Wir hatten mal einen Betriebsleiter, der hatte gar keine. Ich war auf einer Beratung wegen Unfallschutz und so. Es war Frühjahr, der Schnee verschwand gerade, viele fehlten auf der Beratung. Der Betriebsleiter meckerte: Was ist los, wo sind die? Ich sagte: Hör mal, wir stecken voll in der Arbeit, die läßt sich nicht verschieben. – Was habt ihr denn jetzt zu tun, Asche auf den Schnee streuen? Ich sagte: Du bist mir ein Betriebsleiter, wir haben eine Hauptsaison, die Gurken- und Tomatenpflanzen sind soweit. Du kannst uns nicht mit der Landwirtschaft vergleichen, die warten muß, bis der Schnee weg ist. Wir arbeiten auf vollen Touren ... Der stand wie vom Donner gerührt. Na ja, wenn einer nicht drinsteckt, kann er's nicht wissen. Wir fangen im Januar an, die Pflanzen vorzuziehen, ich allein ziehe im Jahr hundertfünfzigtausend Tomatenpflanzen ran, vierzigtausend für unseren Betrieb, die andern für die, die nicht die Zeit und die Möglichkeit haben. Da muß man hinterher sein, um die Temperatur zu halten, alles muß flitzen!

Neue Leiter brauchen immer erst ein paar Jahre, bis sie erkennen, daß es falsch ist, die Praxis geringzuschätzen und nur von oben herab zu befehlen.

Aber vielleicht lag's auch an uns, hätten wir, die alten erfahrenen Kräfte, uns doch noch mal auf 'ner Schulbank drillen lassen sollen und selber geleitet. Ich bin ja praktisch unterm Johannisbeerstrauch geboren, stak von klein auf drin. Wie oft haben sie gesagt: Komm, mach ein Jahr Schule mit! und ich: Laßt mich, ich hab keine Lust mehr zum Lernen! Das habe ich inzwischen als Fehler eingesehen.

Einmal, als aus mehreren Betrieben die ZBE Gewächshauswirtschaften zusammengestellt wurde, war da ein Professor V., mit dem bin ich oft zusammengeraselt. Ich hatte beanstandet, daß die Plaste für die Treibhäuser nicht in Ordnung ist.

Er sagte: Sie ... Sie ... intrigieren hier! Das ist ein wichtiges Staatsproblem ...

Ich sagte: Langsam, Herr Professor, ich bin hier als Fachmann geladen. Hier steht, daß diese Plaste im Jahr eins Komma fünf Prozent Verschmutzung annimmt. Und in Ihrer Doktorarbeit steht, das ist gleich soundsoviel Prozent Ernteverlust. Daraus muß ich entnehmen, daß wir in zehn Jahren dreißig Prozent Ernteverlust haben. Da wären wir pleite! Haben Sie sich geirrt, oder ...? Er hob die Hand und machte bum, bum ... die Tischplatte brach fast durch.

Ich sagte: Lassen Sie das sein! Und meine Fragen gingen weiter, zum Beispiel zu seiner Methode der Bewässerung.

Also, wissen Sie! donnerte er.

Ich sagte: Hörn Sie uff! Wenn Sie mit einer Faust auf den Tisch hauen, hau ich mit zweien, so! Da hört sich das besser an. Und gucken Sie, in Ihrem Projekt der Draht ... durch Ihre Bewässerung werden die Tomaten immer schwerer, wissen Sie, was der Draht dann macht? Kchkchkch ... und die ganze Scheiße liegt unten. Die kriegen Sie nicht wieder hoch und haben fünfundzwanzig Prozent weniger Ertrag! Ich sage Ihnen, wir treffen uns in zehn Jahren wieder, falls Sie sich durchsetzen, und dann steh ich in Werder auf der Bühne und sage Ihnen, was an Ihren Berechnungen nicht gestimmt hat, und dann sind Sie sooo klein!

Meine Kollegen sagten: Aber Genosse K., der ist doch Professor!

Ich sagte: Und wenn! Der ist auch bloß nackend geboren. Ich hatte drei Semester gemacht, da wurde mein Vater arbeitslos, ich mußte aufhören. Aber den Professor, wer hat den bezahlt? Wir mit unseren Steuergeldern. Und da muß er gründlich an die Dinge herangehen!

Aber man ist nicht beliebt, wenn man so was sagt.

Ich war neulich in Berlin und treffe Z., Minister oder was der jetzt ist. Er hatte seine Doktorarbeit übers Havelländische Obstanbaugebiet hier in meiner Wohnung geschrieben. –

Mann, sagt der, warum bist du nicht mitgekommen! Ich sage: Ich kann doch meine Schnauze nicht halten. Und wenn ich hier gesagt hätte, was ich denke ... – Nee, da bist du im Irrtum, wenn wir nur mehr solche Leute hätten! Das sagte der. Ein feiner Kerl. Mit dem können Sie reden, wie wir uns hier unterhalten.

Ich hab mir, wenn mir was nicht paßte, nie ein Blatt vor den Mund genommen. Im Krieg sagte ein Arzt, der war aus Siebenbürgen: Du Schnellbaum! Ich sage: Was meint der? Sie: Der meint, daß du schnell auf der Palme bist! Das stimmt. Und heute schimpfen viele: Der mit seiner ewigen Kritik! Einmal hat ein Abgeordneter zu mir gesagt: Wenn du auf der Kanzel stehst, entweder wird das sehr gut, oder du machst uns zur Sau! Aber ich sage: Wenn ich meckere, ist das doch nicht für mich. Wenn es mein Betrieb wäre, könntet ihr sagen: Guckt mal, der Kapitalist, der kriegt wieder den Mund nicht voll genug, der will mehr haben ... Aber jedes Pfund, das bei uns verkommt, fehlt uns allen!

Und ohne Kritik, wo kommen wir da hin? Wir schalten zurück und zurück, dabei müssen wir doch endlich aus 'm Arsch raus und nach vorne! Und außerdem, wenn man nicht ausspuckt, was einen stört, drückt einem der Magen, und die Arbeitsmoral sinkt. Keiner gewinnt was dabei.

Ich kann ja auch mal was Falsches sagen. Na und? Wenn ich's dann einsehe, sage ich: Entschuldigung, ich hab mich geirrt! Ich hatte schon mal eine Auseinandersetzung, die ging bis zum Präsidenten Pieck. Es war in der schlechten Zeit. Da hatte die staatliche Gesellschaft »Deronap« hier angehalten und gefragt: Wer kauft Benzin? Wir kriegten wenig Zuteilung, ich hatte ein Auto und eine Fräse, im Mai mußte ich mit meinen fünfundzwanzig Litern pleite sein. Ich habe hundert Liter gekauft und die Gemeinde eine Woche später zweihundert Liter. Dann wurde ich angeklagt wegen Wirtschaftsvergehen. Schwarz Benzin gekauft! Es gab viel Hin und Her, da schrieb ich an Pieck ... mit den paar Litern, die wir kriegen,

kann ich meinen Plan nicht erfüllen, und der Staat kann kein Gemüse von mir kriegen. Ich habe von den hundert Litern auch meinen Nachbarn, den Kriegshinterbliebenen, das Land gefräst. Wie sollte ich wissen, daß ich ein Wirtschaftsverbrecher bin? Der Staatsanwalt sagt: Unkenntnis schützt vor Strafe nicht ... Aber muß meine Kenntnis so weit reichen, daß eine sozialistische Benzingesellschaft hier mittags um zwölf illegal Benzin verkaufen kann? Wenn Sie das nicht verstehen, ich kenne einen Offizier, der bringt mein Schreiben zum Kreml. Ich muß in dieser sozialistischen Welt doch irgendwo mein Recht kriegen. Also, antworten Sie bitte!

Ich hatte Kollegen, die sagten: Du willst Recht kriegen? Ha ha ... Aber der Pieck hat zurückgeschrieben: Er glaubt, daß ich es wirklich nicht gewußt habe. Und ich habe mein Recht gekriegt. Mußte sogar die fünfzig Mark zurückbekommen, die ich bei Gericht schon bezahlt hatte.

Aber viele stecken lieber den Kopf in den Sand.

Überhaupt, denke ich manchmal, sind die Menschen bei uns noch nicht reif für den Sozialismus. Es gibt sogar Kreaturen ... na, auf der Sammelstelle steckt in einem Erdbeerkorb, der zweieinhalb Kilo haben muß, oft ein halbes Kilo Kieselsteine. In einem Korb Johannisbeeren war sogar schon mal ein Ziegelstein. Das geht in der Marmeladenfabrik in die Presse, und die Zahnräder gehn zum Teufel. Bei dem Ersatzteildefizit, das wir haben, dauert es drei, vier Tage, bis die Maschine wieder läuft ... Ich weiß nicht, was in den Leuten ihrem Gehirn vorgeht!

Aber es ist auch schwierig. Was kriegt ein Lehrling bei uns? Neunzig Mark. Drüben kriegt er das Vierfache. Und die kommen rüber und erzählen das.

Eine Tochter von mir wohnt auch drüben, die andere hier, sie können sich alle paar Tage treffen. Und es ist nun mal so, daß die Tochter, die hier wohnt, doppelt so viel arbeiten muß, um zu bestehen. Die verdienen drüben mehr, und die

Artikel, die sie kaufen, sind einwandfrei. Dadurch sind viele bei uns verärgert, und dann ist es schwer mit Bewußtsein.

Aber ich sage: Kinders, das kommt, daß wir auch den Stand erreichen. Schaltet mal zehn Jahre zurück, wo der Liter Benzin drüben siebenundfünfzig Pfennige gekostet hat und hier 'ne Mark fuffzig. Nun guckt euch das heute mal an! Die Zeit kommt, wo die drüben nicht mehr weiterkommen, aber wir werden's. Oder wenn ich heute einen Korb Tomaten auf die Sammelstelle bringe, krieg ich fünfundzwanzig Mark dafür, durch die Subventionen, die der Staat zahlt, damit er keine Tomaten einführen muß. Aber wo nimmt er das Geld her? Er macht die Autos und Luxusartikel teurer. Die große Menge weiß das nicht. Und da ist der Fehler, daß sie, von oben angefangen, es nicht so sagen können, daß die Leute es verstehen.

Wir sagen: Die Versorgung, ach! Aber oft liegt es nur an Kleinigkeiten. Ich komme zum Beispiel in ein Restaurant, da ist eine Diskussion. Einer schimpft: Seine Frau hatte Knochen geholt, wollte Suppe kochen und kriegt kein Suppengrün. Da ist die Frau in die Pilze gegangen und hat gesagt: Laß, Mann, wir essen heute die Pilze und morgen Suppe! Sie geht in den Laden und will für die Pilze Petersilie. Aber die gab's auch nicht, und sie hat gesagt: Mann, du bist in der Partei, Suppengrün ist nicht da, Petersilie auch nicht, was macht ihr überhaupt? Das gab dann eine Diskussion, daß die Kneipe kopf stand.

Da frage ich mich: Muß das sein? Können wir nicht sagen: Wir machen Suppengrün und ihr Petersilie! Was, ihr kommt nicht zurecht damit? Dann sorgen wir dafür, daß ihr zurecht kommt! Die Bevölkerung müßt ihr befriedigen.

Klar, man verdient nicht viel daran, aber so was muß trotzdem da sein! Bei uns läuft es mit der Petersilie, wir liefern nach Dresden, Potsdam und Berlin. Das geht. Wir machen sie auf Plantagen, wo im Winter nichts anderes zu tun ist, die Frauen arbeiten hier auf Leistung. Die müßten Sie mal sehn!

Wie die Kümmeltürken. Wenn die hören: auf Leistung! vergessen die das Essen, das Austretengehn, sie sehen nur noch ihre Leistung und schaffen dabei fünfzig Prozent mehr. Schade, daß sie nicht mit Bewußtheit so arbeiten, aber das haben sie eben nicht. Woran es auch sehr fehlt bei uns ist Freundlichkeit. Gehn Sie mal in einen Laden: Ham wir nich ... ham wir nicht! Oft, weil sie zu bequem sind, es rauszuholen. Wir müssen mehr tun, um die Menschen davon zu überzeugen, daß Freundlichkeit kein Geld kostet.

Woran ich glaube? An die Naturgesetzmäßigkeiten. Man muß auf sie gucken und dann sehen, was man machen kann. Zum Beispiel die Eisheiligen. Die sind jahrhundertlang am elften, zwölften, dreizehnten Mai, und da erfriert eben alles. Ich habe von einem sowjetischen Wissenschaftler einen Vortrag gehört, der hat gesagt: Blödsinn, die Bäume gewöhnen sich dran, nichts erfriert! Ich sage: Ja, Ihr Apfel Antonskaja-Minitschka, oder wie der heißt, der ist dafür nicht anfällig, aber er blüht auch später. Ich hab ja nichts dagegen, wenn die Bäume sich dran gewöhnen, das wäre schön, aber es ist nun mal so, daß die Eisheiligen die Blüte beschädigen, der Stempel erfriert, die Fruchtentwicklung wird verhindert.

Deshalb glaube ich nicht an Gott oder was, der uns die schickt. Es ist einfach eine Feststellung, daß das immer wieder auftritt. Der Bauer hier hat jahrhundertlang von seinem Vater gesagt bekommen: Alles, was du von den Bäumen geschnitten hast, mußt du in der Nacht, bevor die Eisheiligen kommen, anstecken! Hat mein Vater zu mir auch gesagt, und früh halb vier sind wir raus, haben die alten Äste von den Bäumen und Johannisbeeren auf einen Haufen gepackt, im Osten, wo der Wind herkam, haben sie angezündet, der Nachbar hat dasselbe gemacht, und der Wind ist mit dem Rauch, der ja mindestens acht bis zehn Grad hat, durchgezogen, die Ernte war morgens gerettet.

Das haben die Leute doch nicht aus Blödsinn gemacht, es ist

ein Erfahrungswert. Und den wolln wir übern Haufen schmeißen?

Ich habe hier mal gesagt: Im letzten Weltkrieg hat man's fertig gebracht, ganze Landstriche zu vernebeln, damit die Leute nicht gucken konnten, und wir schaffen es nicht, in der friedlichen Welt, einen Landstrich zu vernebeln, daß die Blüte nicht erfriert? Der Nebel steht da wie ein Eisenblock, da erfriert nichts.

Jetzt haben sie hier ein paar Methoden, zum Beispiel Kogeln, aber das reicht nicht. Was nützen uns die zehntausend Hektar, wenn wir nicht garantieren können, daß die Ernte reinkommt? Aber ehe die Aufbauleitung sich zu so was bewegen läßt! Was glauben Sie, wie mich das ärgert.

In meinem Leben bereue ich zwei Dinge: Daß ich nicht noch studiert habe, wie gesagt, schon deshalb möchte ich gern noch mal jünger sein, und, daß ich mich nicht habe scheiden lassen. Sogar meine Tochter schüttelt den Kopf: Ihr quält euch doch bloß! Und Mutter braucht eben keinen Mann! Einmal war ich fast soweit. Erika, meine Freundin, hatte sich für mich scheiden lassen. Und ich ging auch los, um es meiner Frau zu sagen. Da sehe ich sie dasitzen und heulen. Ich frage: Warum heulst du? – Ach, sagt sie, ich heule, weil ich so bin. Warum bin ich bloß so? Da hat sie mir leid getan, zum erstenmal. Ich merkte, die kommt nicht nur mit der Welt nicht zu recht, sondern auch mit sich selber. Und da konnte ich's nicht sagen. Die Quälerei ging weiter. Statt Erika zu heiraten, machte ich mit ihr Schluß und schrieb bloß ein Gedicht. Ich kann's auswendig:

Und wieder geht ein Jahr zu Ende,
das wir verlebt im stillen Glück.
Ich halte deine beiden Hände
und denke an die Zeit zurück,
»O Liebster«, sprachst du da vertraut,
»sieh an, die vielen kleinen Glocken

an diesem Zweig, dem Heidekraut,
die solln in jedem Jahr dich rufen
und immer wieder zu mir locken!«
Und wenn im Herbst die Heide blüht
und Heideglöckchen läuten,
es mich dann auf die Heide zieht
wie einst in schönen Zeiten.
Dann ruft das Heideglöckchen laut:
Vergiß nicht deine Heidebraut!
Dann steh ich still, ganz still im Schmerz,
und leise, leise spricht mein Herz,
und das klingt nicht vermessen:
Meine liebe, kleine Heidebraut,
ich werd dich nie vergessen!

Und jedes Jahr im Herbst stelle ich ein Heidekrauttöpfchen
ans Fenster. Wäre ich bloß entschlossener gewesen!

Das war eine gute Seele, sie schrieb mir sogar die Berichte für
die VVB und nähte mir eine Fahne. Dafür würde meine Frau
nie 'n Finger rühren.

Einmal hat sie Erika sogar verprügelt. Wir hatten noch gar
nichts miteinander, ich ging mit ihr von einer Versammlung
heim, vor meinem Haus blieben wir stehen und redeten noch,
da stürzte meine Frau zur Tür raus ... Und mir hielt sie da-
nach drei Tage Predigten, spuckte Gift und ließ mich nun gar
nicht mehr ran. Da sagte ich zu Erika: Weißt du was? Wir
mußten für was bezahlen, was wir gar nicht haben. Dafür
entschädigen wir uns! So wurde sie meine Erika. Das ging
sechs Jahre lang, wir haben uns nicht einmal gestritten.

Meine Frau rannte jetzt noch öfter in die Kirche. Immer lag
ich sonnabends und an Feiertagen früh allein im Bett, weil sie
um drei aufstand, um zum Gottesdienst um neun in Wil-
helmshorst zu sein. Sie ist katholisch, und wir haben hier
keine katholische Kirche. Sie kochte vor Wut, weil sie allein
gehen mußte, und ich, weil ich allein dalag.

Sie ging auch nicht mit zu Betriebsvergnügen. Und einmal rannte sie zum Vorsitzenden: Was ist das für 'ne Moral in der GPG? Mein Mann klatscht bei der Arbeit fünfundzwanzig Frauen auf den Hintern! Ich sagte zu ihr: Fünfundzwanzig? Es reicht mir doch, wenn ich eine hab. Warum willst du die nicht sein? Aber dir darf ich ja nicht auf 'n Hintern klatschen!

Sie hatte bis vierzehn im Kloster gelebt, in Polen, einer stockkatholischen Gegend. Mit siebzehn kam sie hierher, mit meiner Freundin war gerade Schluß, ich war einundzwanzig und sah sie vor mir auf der Straße laufen. Die schnappst du dir! dachte ich und machte ihr einen Antrag. Ich sagte mir: Sei mal anständig, geh an die erst nach der Hochzeit ran! So hab ich 'ne Katze im Sack gekauft. Daß sie mich überhaupt ranließ, war nur, weil sie Kinder wollte. Die sind zum Glück nach mir geraten!

Sie sagt, sie wäre krank, hätte Schmerzen, aber beim Arzt hat sich immer herausgestellt, daß gar keine da sind. Die Krankheit hat sie im Kopf, jetzt sieht sie immer schwarze Wolken in der Luft und hat Angst vorm Smog. Ich verstehe bloß nicht, was hat das mit dem Bett zu tun? Ich hab mal alles einem Arzt hier erzählt. Der hat mit meiner Frau gesprochen und sagte hinterher zu mir: Mein Gott, mich hat's gefroren! Ich wollte ihr Tabletten zur Beruhigung verschreiben, da schrie sie: Ich weiß schon, warum ich die fressen soll! Damit ich abkratze und mein Mann zu Hause ein Hurenhaus aufmachen kann! Schlimm, wenn einem Menschen so was in den Knochen steckt. Ihre Eltern und Geschwister waren auch so, und ihr Pastor hat unsere Ehe bis heute nicht anerkannt.

Ihre Schwester war Nonne, sogar Professor bei den Nonnen. Als ich die zum erstenmal sah, gaffte ich: Noch schöner als meine Frau: – Veronika, sag ich, und du willst keinen Mann? – Ich bin mit Jesus Christus verlobt, sagte sie. – So?, sagte ich, das will ich mal sehen, wie der dir's macht! Meine Frau und ihre Eltern guckten. Vorher hatte es schon Krach gegeben, weil ich im Gewächshaus Salat geschnitten habe, am Sonntag.

Aber ich schaffte es, daß die Veronika in Caputh in Zivil ging. Fünfundvierzig, als die Russen kamen, machte sie irgendwas gegen sie, sie wurde vergewaltigt, da nahm sie sich das Leben. Hätte Jesus Christus verraten. Ist das nicht schlimm? Und meine Frau ist fast genauso. Stellen Sie sich die Ehe mal vor! So habe ich mich eben in die Politik geschmissen. Da klatschten schon alle, wenn ich die Treppe raufkam; ich hatte Anerkennung. Zu Hause nicht.

Aber sonst ist gegen die Frau nichts zu sagen. Die ist sauber, fleißig, gucken Sie sich um! Wenn mal einer mit Dreckschuhen reinkommt, ist sie gleich mit Besen und Kehrschaufel hinterher. Auch im Laden hat sie gut gearbeitet, obwohl sie sicher auch davon krank ist, daß er nicht mehr uns gehört und sie nur noch Geld als Verkäuferin kriegt. Das kann nicht jeder verkraften, mir fiel es ja selber schwer.

Am allerschlimmsten war, daß ich Lieder und Gedichte machte. Welcher anständige Mensch verbricht so 'n Zeug! sagte sie. Deshalb hab ich auch nie welche aufgeschrieben, damit sie sie nicht findet. Aber ich hab sie im Kopf.

Kennen Sie Professor Magnus Zeller? Der hat, bis er starb, hier in Caputh gewohnt. Machte auch mal in unserer Genossenschaft eine Ausstellung. Ich guckte mir die Bilder an, da war zum Beispiel eins mit einem Haus am Wald, vor der Tür eine Frau mit Kind. Ich sage: Wie lange haben Sie daran gemalt? Er: Drei Wochen. Ich sage: Ich kann nicht malen, aber was Ihr Bild ausdrückt, mache ich Ihnen in zehn Minuten. Hören Sie:

Wenn Welten erzittern,
Und dein Glaube stürzt ein,
Wenn dich Menschen verbittern,
Und du bist ganz allein,
Dann komm zu mir, bei mir findest du Ruh!
Vor dir schließ ich nie meine Türe zu.

So machte ich einen Spruch unter jedes Bild. Er sagte, und alle, die in die Ausstellung kamen, außer meiner Frau, sagten das: Sie haben den falschen Beruf, Mann! Hängen Sie den Spaten an den Nagel. Das hatte ich dann auch vor. Aber ich merkte, der Gärtner liegt mir im Blut. Wie soll ich da den Spaten an den Nagel hängen?

LYDIA, 20, TRAKTORIST Meine Eltern sind Melker. Sie dachten, das Beste für mich wär auch in der Landwirtschaft, da ist man gut untergebracht. Als in der »Jungen Welt« eine Annonce vom Havelobst war, hat meine Mutter einfach, ohne mich zu fragen, hierher geschrieben. Ich wollte Schlagersängerin werden und war erst mal empört. Jetzt bin ich ganz froh, daß alles so gekommen ist.

Bei der Lehre merkte ich: Gärtner will ich nie werden, den ganzen Tag auf'm Acker rumkriechen! Aber wir hatten die Möglichkeit, unsere Fahrerlaubnis zu machen, und da hab ich gedacht: du wirst Traktorist! Es war schwierig, da ranzukommen. Die Männer wollten keine Frauen auf dem Traktor. Aber ich habe gesagt: Wenn ich nicht darf, kündige ich! Ich habe meinen Mechanisator und Mähdrescherschein gemacht, jetzt habe ich alles, und über meine Arbeit kann ich nicht meckern. Das ist ja mit das Wichtigste im Leben. Es ist zwar mehr Streß, als wenn ich auf dem Acker wäre, da ist Obst zu transportieren, Mist oder Steine für'n Bau, zwischendurch Bodenarbeiten, aber du bist auf dem Trecker dein freier Mann. Und ich verdiene gut. Geld macht zwar nicht glücklich, aber es beruhigt.

Die erste Zeit als Traktorist war schlimm. Wenn ich zu einer Reparatur auf den Hof kam, hat der Werkstattmeister gesagt, ich soll Hebamme werden oder auf den Acker gehn und hacken, das hier wär nichts für Weiber. Ich habe aber gesehen,

daß einige Arbeitskollegen viel öfter Reparaturen hatten als ich, da hat er nichts gesagt, und ich hab mich beschwert. Die anderen aus meiner Brigade sind zu ihm rein, ich habe von draußen zugehört. Die haben sich angebrüllt wie die Kaputten! Danach haben wir, der Werkstattmeister und ich, vier, fünf Wochen lang nicht miteinander geredet, und auf einer kleinen Feier hat er dann gesagt: Wolln wir nicht unseren Streit vergessen? Seitdem akzeptiert er mich.

Wir müssen öfters auch am Wochenende arbeiten, besonders wir Ledigen. Ich mach's zwar gern, aber es ärgert mich, daß sie damit immer erst freitags kommen, und du hast dir schon für Sonnabend und Sonntag was vorgenommen. Warum sagen sie nicht schon am Mittwoch oder Donnerstag was? Und es ärgert mich auch, daß es heißt: »Du mußt!«, also nicht »Bitte« oder so. Wenn du Nee! sagst, respektieren sie es zwar, aber mit so 'ner Flappe. Unser Genossenschaftsvorsitzender ist Dr. E. Von dem sehen wir so gut wie nichts. Höchstens mal 'ne Rede, wenn eine Feier ist. Auf den Acker kommt er nicht. Erst war er sich sogar zu fein, uns bei einer Auszeichnung die Hand zu geben. Bloß, wenn die Fotoleute von der Zeitung da sind, gibt er sie dir mal.

Am Montag hatten wir FDJ-Versammlung, da waren welche von der Kreis- und Bezirksleitung da, wir sollten unsere Meinung über unseren Betrieb sagen. Da habe ich gesagt: Wie ist es zum Beispiel mit der Dieseleinsparung? Jeder Trecker soll im Jahr nicht mehr als fünftausend Liter tanken. Wer sich daran hält, kriegt 'ne Prämie. Aber wenn du voll im Einsatz bist, geht das nicht. Wenn ich auf einem Acker fahre, der moddrig ist, habe ich den doppelten Dieserverbrauch. Und was ist, wenn ich Sonderschichten mitmache? Das geht auch nicht ohne Diesel. Die Prämie kriegt also der, der weniger arbeitet.

Und sie reden von Spriteinsparung, aber wieviel verschwenden sie! In einer Frostnacht jetzt haben sie für nichts und wieder nichts zehntausend Liter in die Luft gejagt. Da haben sie